

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 120.

Mittwoch, 26. Mai.

1915.

Klippen.

Roman von Helene Schee-Heller.

(Nachdruck verboten.)

(27. Fortsetzung.)
Dann kam die Nacht, in der die Krisis zu erwarten war.

Das Fieber wogte durch ihre Glieder.

"Hans — Hans", rief sie in Lodesangst.

Draußen heulte der Wind, und jedesmal, wenn die Fenster klirrten und die Türen knarrten, fuhr sie empor und stöhnte.

Die Minuten schllichen dahin.

Würde die Nacht nie vorüber gehen?

Ridling wischte nicht von ihrem Bett und rang nun plötzlich um ihr Leben — lechzte darnach, von ihr erkannt zu werden.

Sie sprach sehr viel und aufgereggt.

Ihre Worte überschütteten sich — sinnlos — ohne Zusammenhang.

Und plötzlich schrie sie auf: "Hans Reimer — nehmt mir Hans Reimer weg, daß mein Mann ihn nicht sieht — —"

Sie wollte aus dem Bett springen. Er mußte sie zurückhalten.

Ihm war, als habe der Blitz ihn getroffen. Er taumelte. Kalter Schweiß brach aus seiner Stirn.

Hans Reimer!

Das war der Mann. —

Der hatte sein Weib ihm gestohlen.

So furchtbar war die Erschütterung, die dieser Entdeckung folgte, daß er einen Augenblick sogar die Frau vergaß, die neben ihm mit dem Tode rang.

"Ich will kein Mittelding", seufzte sie still vor sich hin, "seine Liebe will ich."

Er horchte auf.

"Aber er hat keine Liebe für mich. Er liebt nur die andere."

Und dann bat sie: "Komm mit mir, Hans, Ethel hat uns eingeladen. Ich will nicht allein nach Scheveningen gehen — —"

Eine Sekunde, und dann fährt sie wild in die Höhe: "Er will nicht kommen. Bei der anderen will er bleiben. Ich muß allein sein — immer allein — wird er nie zu mir kommen — nie? Hans — Hans — —"

Sie streckte die Arme nach ihm aus; aber ohne ihn zu erkennen.

"Ich bin da — Eric — ich bin da — —"

Er hatte den Arm um sie geschlungen und preßte sie an sich.

Zodes ihrer Worte hatte ihm in die Seele geschnitten.

O, Gott — würde sie nie erwachen — nie wieder zu sich kommen?

"Eric —" sagte er heiß.

"Ich liebe dich, Eric, das Liebste bist du mir."

Da scheint es, als wedten sie die Worte der Liebe. Die Pein in ihren Augen erlischt.

Er sieht: "Geh nicht von mir — Eric — mein Lieb."

Sie sieht zu ihm auf. Sie hat ihn erkannt.

Sie braucht die armelose, menschliche Verzeihung nicht mehr. Sie steht schon jenseits von Schuld und

Sühne. Hinter ihr schwinden auf immer die Klippen. Sie hat das Land der Sonne betreten.

Sie schmiegt ihren Kopf an sein Herz und lächelt: "Ich wußte, daß du kommen würdest."

Es sind ihre letzten Worte.

In seinen Armen schlafst sie ein.

Als die Morgenonne ins Zimmer hineinschien, glitten ihre Strahlen über ein weißes, starres Frauenantlit.

Erna Ridling war tot.

An ihrem Bett saß noch immer ihr Mann und schluchzte.

Er, der große, starke Mann, war plötzlich klein und schwach geworden. Fühlte zum erstenmal seine Schuld. Der Gedanke an ihre im Fieber gesprochenen Worte nagte sich in seine Seele hinein. — — Sie hatte nach Liebe gehungert — er hatte nicht darauf geachtet. So heiß sich gewünscht, er möchte mit ihr nach Scheveningen gehen. Er war zurückgeblieben — nicht seiner Arbeit — nein, Hilde wegen — sein Gewissen schrie es ihm zu — er konnte nicht mehr taub dafür sein.

Er hatte geurteilt — gerichtet — sich gekräntzt und betrogen gefühlt — und im tiefsten Grunde traf ihn die Schuld an ihrem Vergehen.

Er hatte sie hinausgeschickt in die Gefahr — der verlockenden Versuchung entgegen.

Wie hart und grausam hatte er nachher geurteilt — nie zu verstehen gesucht — immer nur gedacht, daß sie gefehlt und er zu verzeihen hatte.

Und nun fühlte er, daß auch er etwas abzubitten und zu sühnen gehabt hätte.

"Vergib mir, Eric."

Aber sie hörte die Worte nicht mehr.

Es ist zu spät.

Es ist nie zu spät.

Einige Wochen darauf treffen sich Reimer und Ridling in Berlin.

"Er ist der Mann —" denkt Ridling, und heiß wogt der Groß ihm durch seine Adern. Ihm kann er nicht verzeihen. Zu groß ist die Kränkung gewesen.

Reimer kommt auf ihn zu.

Instinktiv weicht Ridling zurück.

Sein Anblick ist ihm verhaßt. Der da ist sein Feind, er kann ihn nicht begrüßen.

Hart und kalt sieht er zu ihm herüber, als erkenne er ihn nicht, und Reimer denkt mit einem plötzlichen Hämmern im Herzen: "Er weiß alles!"

Nun schwankt auch er und will umkehren.

Durch Ridlings Seele aber zieht die Erinnerung an die Worte, die seine Frau kurz vor ihrem Tode gesprochen hatte: "Wenn ich nicht mehr da bin — heirate Hilde Roswald —"

Das hatte sie gesagt. So hatte sie verziehen. Er muß sich schon vor sich selber schämen.

Da ringt er seinen empöten Stolz nieder und geht zum Feind und reicht versöhnend ihm die Hand.

Nur ein kurzes Begrüßungswort wird zwischen ihnen gewechselt.

Aber Ridling fühlt, daß auch er nun gesühnt hat.

XIX.

Der Berlin-Mailand-Express braust durch die Nacht. Man vernimmt nichts wie das Pfeifen der Lokomotive und das Rütteln der Wagen auf den eisernen Schienen. Die Nacht umfängt mit schwarzen Klauen die fauchende Maschine und preßt sich dicht gegen die Fensterscheiben der Wagen. Nur hier und da, auf einsamen Stationen, bohren plötzlich auftauchende Lichter Löcher in das Dunkel der Nacht.

Die Reisenden schlossen auf weichen Polstern. Hans Ridling aber wacht und läßt Traumbilder aus der Vergangenheit vor seine Seele ziehen. Achtzehn Monate sind seit dem Tode seiner Frau, und bald sieben Jahre, seit ihn Hilde Roswald verlassen hat, vergangen.

Er hat sich wenig verändert; nur die Augen blicken düster, als gäbe es auf der Welt keine sonnigen Wiesen, sondern nur dunkle Tannenwälder, mit den bangen Fragen und nie gestilltem Sehnen.

Manchmal aber leuchtet in seinem Blick etwas Warmes und Frohes auf: es ist der Widerschein eines reinen Kinderlächelns und die Erinnerung an eine Stimme, die „Onkel Hans“ und „du“ zu ihm sagte.

Ob sie sich sehr geändert hat? Natürlich — er wird sie wohl kaum wiedererkennen — aus dem dreizehnjährigen Kind ist ein Mädchen von zwanzig Jahren geworden.

Ob sie ihn noch „Onkel Hans“, wie in ihren Briefen, nennen — und ihren Arm um seinen Nacken schlingen und ihn küssen wird?

Ach nein, das wird wohl nicht mehr möglich sein, dazu ist sie jetzt zu erwachsen.

Sicher hat sie noch das goldblonde Haar — nur trägt sie es nicht mehr in zwei dicken Flechten, sondern in einem Knoten, der auf einem weißen Nacken ruht.

Und in dem Gesicht blüht der Mund wie eine Rose — nur sehnüchtert noch und inniger als früher — und in den Augen, die wie Kornblumen strahlen, liegen jetzt Junge-Mädchenträume — und in den Adern fließt warmes, lebendiges Blut, das nach Liebe verlangt.

Vielleicht hat sie sich auch schon verlobt. Sie sprach in ihrem letzten Brief von einem großen Geheimnis, das sie ihm vielleicht verraten würde, wenn er käme.

So mußte es ja kommen. Ein junger, lebensfrischer Mann hatte das Herz der „Kleinen“ erobert — sie war eine glückliche Braut und stellte ihren alten „Onkel Hans“ ihrem Bräutigam vor — und ihre Augen strahlten — und er würde dabei stehen und gratulieren und sich über das Glück seines Nöschen freuen müssen.

Vielleicht hatte man sogar auf sein Kommen gewartet, um die Verlobung zu feiern.

Das Rosenmädchen, das er einst der Mutter erzählt hatte, war für das Kind Wirklichkeit geworden.

Die Knospe hatte den Schmetterling der Liebe gefunden. — kleinen dunklen, traurigen Schmetterling, der sich an einsamen Felsen die Flügel wund gestoßen hatte — sondern einen anderen — einen schimmernden, gaufelnden, der in dem Glück eines Frühlingstages zu ihr gekommen war. Und aus dem Nöschen würde eine Rose werden.

Ridling wurde es seltsam weh ums Herz. Er wußte selbst nicht warum.

Er hatte sich doch so sehr auf das Wiedersehen gefreut.

Es hatte ihn nicht länger in Berlin gehalten. Er wußte, daß Frau Roswald und Nöschen jeden Winter in ihrem Landhaus in Mentone verbrachten, und fuhr jetzt auf einige Wochen nach dem blauen Mittelmeer, um die zwei Menschen wiederzusehen, die er liebte.

Wie freute er sich, die Frau wiederzufinden, die er mit seinen besten und edelsten Kräften geliebt hatte und jetzt noch liebte mit der tiefen, festen, ruhigen Liebe des Mannes, der das Begehren der Leidenschaft überwunden hat.

Aber in die freudige Erwartung des Wiedersehens mischte sich eine leise Wehmut, deren er sich nicht erwähnen konnte. Die Angst, sie könnte sich verändert haben.

Würden ihre Seelen nach der langen Trennung gleich wieder ineinanderklingen können? Würde die vierzigjährige ihm sein, was sie vor Jahren ihm gewesen war? Giebte sie ihn noch — oder hatte die Mutter in ihr die liebende Frau verdrängt?

Hinter den feuchten Fensterscheiben begann der Morgen zu grauen. Einige Stunden noch, und Ridling würde in Mentone sein. An der französischen Grenze stieg ein Herr in seinen Wagen.

Sie kamen ins Gespräch, und im Laufe der Unterhaltung erfuhr Ridling, daß jener Herr aus Mentone war und Frau Roswald kannte.

„Sie lebt still und zurückgezogen“, erzählte er, „und ist eine Mutter, wie es nur wenige gibt. Zwischen ihr und ihrer Tochter scheint ein selten inniges Verhältnis zu herrschen; die Mutter geht ganz in dem Glück und den Zielen ihres Kindes auf.“

„Und Nöschen?“ fragte Ridling rasch mit pochendem Herzen.

Nöschen ist ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren. Sie hat ein bedeutendes Maltalent. Ich hörte, ein Pariser Künstler, der einige Wochen hier verbracht hat, habe ihr letztes Bild gesehen und sie bewogen, es nach Paris zur Eröffnung des „Salon“ zu schicken.

Überrascht schaute Ridling auf.

Im „Salon“ wollte Nöschen das Gemälde ausspielen? War es möglich, daß sie so weit schon vorgesritten war? Und sie hatte es ihrem alten Freunde nicht einmal geschrieben?

Bei der nächsten Station stieg der Fremde aus.

Ridling blieb allein im Coups zurück und versank in ein Träumen, das zwischen Vergangenheit und Zukunft schwerte und von Sehnsucht und Liebe — Wünschen und Hoffen umwoben war.

Immer wieder lebten vor seine Seele dieselben Bilder: Die gewisse Schönheit der Mutter und die mädchenhafte Gestalt des Kindes — immer lauter pochte sein Herz — immer brennender wurde der Wunsch, daß Glück zu umfassen, das für ihn in diesen beiden Menschen lag.

(Fortsetzung folgt.)



Solange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterland dienen.
Bismarck.

Im Schützengraben.

(Originalbericht.)

○ . . . , 19. 5. 15.

„Lieber Onkel!

Wie ich Dir auf einer Karte schon kurz mitteilte, hast Du mit Deiner Annahme, daß uns die Engländer jetzt in Folge unserer Offensive im Osten und bei Y. mehr wie sonst belästigen würden, recht gehabt. Wie Du inzwischen in den Zeitungen gelesen haben wirst, haben die Engländer und Franzosen am 9. Mai auf der ganzen Linie von A. bis Y. angegriffen, an einigen Stellen mit geringem Erfolg. Auch für uns war der 9. ein kritischer Tag. Am Donnerstag, den 6., waren wir in Stellung gegangen. Am Freitag und Sonnabend belegten die feindlichen Batterien unsere Stellungen mit schwachen Feuer, wahrscheinlich um sich aufs neue einzuschießen. Jedoch beunruhigte uns das nicht weiter, da diese Tage von andern nicht viel abwichen. Am Sonntag, den 8., wurden wir in unserer Deckung plötzlich durch einige Schrapnells getroffen. Schnell sprangen wir auf, ergriffen Koppel und Gewehr und setzten uns auf den Boden, blickt an den vorderen Wall geschmiegt. Und schon begann der Höllenlärm, der sich in leiner Weise beschreiben läßt. Einzelne Schüsse ließen sich aus dem Getöse schon gar nicht mehr heraus hören. Und wenn die Flachbahngeschosse dicht über den Rand des Walles hinwegsausten oder auch dort platzen, hörten wir das unheimliche Sischen und Pfeifen. Für Sekunden nur trat dann und wann

eine Ruhepause ein, in der wir zu unserer großen Befriedigung unsere „Dicken“ oder „Röllwagen“, und wie sie sonst noch genannt werden, die Geschosse der schweren Mörser und Haubitzen, durch die Luft rollen hörten, sausen kann man das nämlich kaum nennen. Ein ganz eigenartiges Geräusch. So dann und wann beobachteten wir auch durch den Spiegel die Wirkung unserer Artillerie, die sich den ganzen Tag über tödlich betätigte. Gegen 9 Uhr wurde das Feuer der Engländer allmählich schwächer, wenigstens auf unsere Stellung. Rechts und links von unserem Regiment schallte das Donnerrollen unvermindert weiter. Schließlich gingen wir in unsere Deckungen, um zu frühstücken.

Als wir so plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurden waren und in die kühle Morgenluft kamen, und dann das heftige Feuer erhielten, zitterte ich natürlich wie jeder andere von uns ein wenig, nicht aus Furcht, sondern mehr in großer Erwartung. Aber schon nach einigen Minuten fühlte ich mich ruhiger werden. Ich trocknete in unsere Bude zurück und holte vor allen Dingen unsere Trinkbecher und den Kessel mit Kaka, der gerade rechtzeitig fertig geworden war. Der heiße Kakao tat mir sehr wohl und trug sehr dazu bei, meine Nerven zu beruhigen. Leider hatte ich nichts mehr zu rauchen. Darum legte ich mich lang auf den Boden, zog den Mantel über den Kopf und hielt mir die Ohren zu. Ich wäre sogar eingeschlafen, wenn nicht immer Erdklumpen und dicker Staub in den Graben geflogen wären. Sprengstüde konnten uns in der gut ausgebaute Stellung nichts anhaben, höchstens Volltreffer hätten Unheil anrichten können, dafür aber auch um so größeres.

Gegen 9 Uhr wurde also das Feuer der Engländer auf uns langsam schwächer und hörte schließlich ganz auf, so daß wir wieder in die Buden gehen konnten und kräftig frühstückten, was nach vorhergehender Aufregung sehr gut tat. Weiter rechts und vor allem links von uns dauerte der Lärm weiter an, doch legten wir uns schließlich wieder hin, um etwas zu ruhen, geschlafen hat wohl kaum einer von uns.

Eins hab ich noch vergessen. Während der ersten Beschießung freuzte ein Engländer in kaum 1000 Meter Höhe über uns, auf den wir ein heftiges Gewehrfeuer eröffneten; leider war der Erfolg nur, daß uns der Kopf von dem Schießen in dem engen Graben nur noch mehr dröhnte.

Gegen Mittag begann die Beschießung von neuem und wurde sogar noch stärker als vorher. Die Engländer feuerten mit einigen Geschüßen aus ihren Gräben heraus auf uns; aus einer Entfernung von kaum 800 Metern. Schuß auf Schuß kam auf unseren Gott sei Dank sehr dichten Wall. Wir fühlten ordentlich jeden Einschlag; es war ein sogenanntes Trommelfeuer. Zum Glück waren es meist Blindgänger. Ich hatte schon 15 gezählt, die wir ganz deutlich fühlten. Da fallen mit von dem Rand des Walles zwei Sandräder auf die Beine. Ich trocknete darum aus dem vorderen Graben in den hinter den Deckungen laufenden Gang und legte mich dort mit einem Kameraden nieder. Hier fühlte ich mich bedeutend sicherer, denn die Granaten gingen alle vorn hin, oder zu unserem 80 Meter entfernten Reservegraben. Gegen Schrapnells waren wir vollständig gedekt. Hier war es aber sehr interessant, das Feuer auf den Reservegraben und das Schrapnellfeuer zu beobachten, mit dem die Engländer das ganze Gelände hinter der Stellung belegten, vor allem einen dort liegenden kleinen Wald. Ganze Bäume sahen wir umknicken wie Streichhölzer. Verschiedentlich fühlte ich im Gesicht den heißen Hauch der über uns platzenden Schrapnells, die uns natürlich nichts anhaben konnten, da der ganze Inhalt ja nach vorn fliegt und uns die Rückenwehr des Grabens genügend deckte. Endlich ging auch dies vorüber. Unsere Haubitzen hatten die Geschüsse im englischen Graben zum Schweigen gebracht. Gegen 4 Uhr war es bei unserer Kompanie wieder ganz ruhig, so daß wir uns den angerichteten Schaden ansehen konnten. Ich muß sagen, daß die Tausende von Granaten, die auf unserem Graben abgeschossen sind, wenig angerichtet haben. Nur der von unserem ersten Zug besetzte, zur rechten Nachbarkompanie schräg nach vorn laufende Flankierungsgraben war übel zugerichtet. Der Graben war fast ganz von der zerschossenen Rückenwehr verschüttet; die fünf Unterstände waren ganz abgebrannt oder brannten noch. Natürlich war dieser Teil des Grabens rechtzeitig verlassen worden. Links vom Flankierungsgraben war ein Teil ganz unbeschädigt. Dann kommt unsere Gruppe. Hier sah es wieder übel aus. Die oberen Reihen Sandräder waren allmählich ganz heruntergeschossen, die Schießschartenplatten zer-

sprungen, die Rückenwehr von Schrapnellkugeln beschädigt. Auch die beiden Unterstände hatten ihr Teil abbekommen. Die Deden und die Türen ganz von Schrapnellkugeln durchlöchert; bei unserer ein Stück aus dem Dach durchschlagen, doch war der Schaden leicht zu heilen. Jetzt erfuhren wir auch, was an anderen Stellen geschehen war. Im Flankierungsgraben waren zwei Mann durch einen Volltreffer getroffen worden, und zwar beim Maschinengewehrestand. Ein dritter wurde verschüttet erst spät abends aufgefunden. Er war gleich am Morgen gefallen, als alles noch in den Deckungen lag. Es hatte gerade Posten gestanden. Dann hatte die Kompanie noch drei Leichtverwundete. Auch die anderen Kompanien des Regiments hatten nur geringe Verluste.

Den ganzen Nachmittag hatten wir uns auf eine dritte Kanonade gefaßt, der ein Angriff der Infanterie folgen würde. Doch unsere immer noch feuernde Artillerie hatte anscheinend besser gearbeitet als die englische. Jedemfalls geschah nichts, auch nichts während der Nacht.

Während der zweiten Beschießung war ich eigentlich, ohne mich dessen rühmen zu wollen, noch ruhiger geblieben, als des Morgens früh. Mein Gruppenführer sagte mir, ich schiene die stärksten Nerven von uns zu haben. Das mag vielleicht auch sein.

Später erfuhren wir dann, was bei den benachbarten Regimentern und weiter zurück geschehen war. Links von uns waren die Engländer vorgegangen; das heißt, sie hatten die Under auf unsere Gräben geschickt, waren aber vollständig zurückgeschlagen, obwohl sie in vier Reihen hintereinander kamen. In der Stellung, die wir vorher bei hatten, also rechts von uns, war es ihnen allerdings gelungen, durch einen überraschenden Stoß nach starkem Artilleriefeuer aus Motorgeschützen einen kleinen Teil des Grabens vorübergehend zu besetzen, was bei der kurzen Entfernung von 60 Metern ja auch weiter nicht erstaunlich ist; denn dort konnte unsere schwere Artillerie ja gar nicht eingreifen, ohne die eigenen Truppen zu gefährden. Abends sind sie aber wieder glänzend hinausgeworfen worden. Was sonst bei den Angriffen geschehen ist, erfahren wir ja auch nur aus den Zeitungen. Am nächsten Morgen wurde ein englischer Flieger herabgeschossen. Der Apparat kam brennend zur Erde.

Zu einer Beziehung hat uns dieser Tag eine innere Befriedigung gegeben, nachdem sich unsere Nerven wieder erholt hatten. Wir haben doch jetzt gesehen, wie sich die Mühe und Arbeit, die wir an den Ausbau unserer Stellung gewandt haben, gelohnt hat. Denn für den gewaltigen Aufwand an Munition haben wir doch eigentlich gar keinen Schaden erlitten, während das links liegende Regiment starke Verluste hatte, was nur auf die mangelhafte Befestigung des Grabens zurückzuführen ist. Wir sind auch schon dafür vom Regiment und der Brigade gelobt worden.

Eine große Befriedigung hat hier die Vernichtung der „Lusitania“ herverufen. Jetzt wird sich wohl sobald nicht wieder ein größerer Dampfer in den Atlantischen hinauswagen.

Ich habe dir so ausführlich geschrieben, da dies der erste ereignisreiche Tag im Schießengraben war. Es schadet aber nichts, wenn es der einzige bleibt, denn immer geht es wohl nicht so gut ab. . . .



Aus der Kriegszeit.

Kriegsschiffsschäde auf dem Meeresgrund. Wenn heute ein Kriegsschiff zu den ewigen Seeschäben in ruhmvollm Kampfe niedersinkt, so ist der Materialverlust ja oft recht erheblich, da die modernen „schwimmenden Festungen“ bekanntlich einschließlich ihrer Geschützrustung viele Millionen Mark kosten; aber größere Schäde an Gold und Kostbarkeiten gehen mit ihnen nicht verloren, aus dem einfachen Grunde, weil solche an Bord der heutigen Kampfschiffe nicht mehr mitgeführt werden. Das war früher nicht so, und die unerforschten Gründe des Meeres bergen, für immer nach Menschenbegriffen, so manche kostbare Trophäe, die man eins unter dem Schuh der Kriegsschiffe am besten aufschenkt wähnt. Die Untersuchungen von Fred Jane, Mahan und Kirchhoff zur Seekriegsgeschichte haben hier manches interessante Material beigebracht. Als der Vandalenkönig Genseric im 5. Jahrhundert n. Chr. mit seinen „Norddrachen“ damals den besten und gefürchtetsten Kriegsschiffen der Zeit, vor Ostia erschien und Rom plünderte, wurden neben anderen unerheblichen Kostbarkeiten auch die heiligen Gefäße und das

goldene siebenarmige Leuchter, die Titus bei der Verstörung Jerusalems aus dem Herodestempel geraubt hatte, an Bord verloren. Über das sonst nicht gerade gefährliche Mittelmeer könnte den deutschen Eroberern in Afrika den Raub nicht; ein gewaltiger Orkan zerstreute die Wikingerflotte, vernichtete viele Schiffe, und seitdem ruhen irgendwo zwischen Nordafrika und Italien die Tempelschäze auf dem Grunde der See. Nur die Darstellungen auf dem Triumphbogen des Titus geben uns von ihrem Aussehen einige Kunde. Als ein trübes Vorzeichen wurde es in der ganzen Christenheit empfunden, daß zur Zeit der islamischen Eroberung Vorderasiens das byzantinische Kaiserschiff scheiterte, das das angeblich echte Kreuz Christi von Jerusalem nach Konstantinopel bringen sollte. Die Römer oder Byzantiner verfügten damals über die beste Seemacht der Welt, aber mit der Hochseetüchtigkeit ihrer Fahrzeuge war es nicht weit her in einer Zeit, die sich längst schon wieder auf die Küstenschifffahrt beschränkte. Lange Jahrhunderte mieden seitdem die Kriegsschiffe die hohe See, und keine historische Tatfache läßt sich aus der Sage in Helmold's Slavenchronik herausklären, daß die versunkene reiche Stadt Vineta eine große, bewehrte, beim Untergang der Stadt mit vernichtete Flotte besaß, die ihr „aus allen Ländern“ Schäze zuführte. Erst die Entdeckung Amerikas, die Ausweitung seiner Bergwerke und die Erschließung des Atlantischen Ozeans schufen auch eine neue Entwicklung der europäischen Seefahrt, in der fürz erste Spanien, in dessen Landen „die Sonne nicht unterging“, die führende Rolle übernahm. In ihrem wirklich ungeheuren Wert nicht mehr zu ermitteln sind die Kriegsgaleonen, die mit dem Gold und Silber der neuen Welt beladen durch Stürme vernichtet wurden oder von englischen Seeräubern wie Drake, Hawkins, Raleigh und anderen im Kampfe versenkt wurden. Tatfache ist, daß mehrere Silbergaleonen auf der Reede des Hafens Vigo an der spanischen Küste in den Grund gehoben wurden und mit ihrem Edelmetall auf dem Meeresboden vermoderten. Bekanntlich röhnen noch heute die spanischen „Schatzschwandler“ die Sache zu großerartigen Beträgen aus. Aus neuerer Zeit ist dann noch der Untergang der französischen Kriegsregatte „Bucéphale“ zu erwähnen, die neben anderen kostbaren Studien von der ägyptischen Expedition des ersten Napoleon die Mumie des Pharaos Menkaura (Micerinus) an Bord hatte, des Erbauers der dritten Pyramide von Gizeh. Sie ist seitdem verschollen, und nur der holzgekleidete Sargdeckel war außfällig, auf dem Meere treibend, gerettet. Im 19. Jahrhundert bemerkte man zwar noch Kriegsschiffe zu wissenschaftlichen Fahrten — es sei an Franklin und die Franklin-Expedition, an die Reisen des „Challenger“, der „Gazelle“ u. a. erinnert — aber als Transportmittel für „Schäze“ hat man sie nicht mehr verwendet. Höchstens könnte man den Transport des „Cullinan“-Diamanten hierher rechnen, dabei soll aber auf dem britischen Kriegsschiffe nur eine Imitation befördert worden sein, während das Original als gewöhnliches Paket verschickt wurde.

Englisch-Calais. Ein Brief eines Franzosen aus Calais an einen im Ausland lebenden Freund wurde seinerzeit im „Osmannischen Lloyd“ veröffentlicht und fand auch seinen Weg in die deutsche „La-Pic-a-Zeitung“ vom 1. April. Er möge hier in neuem Abdruck folgen. Eingangs erwähnt er die verschiedenen Denkmäler von Calais, die an die glorreiche Kampfzeit der Franzosen gegen die englischen Eindringlinge vor einem halben Jahrtausend erinnern. „Der Herzog von Guise auf der Place d'Armes zittert vor Wut bei jedem Yes und No.“ Weiter heißt es dann: „Aus Euern Zeitschriften schöpft Ihr nur den Eindruck, daß England uns eine wertvolle militärische Hilfe leistet, wenn diese auch nicht einen unbestrittenen Ruhm Englands in unserem Kampf für unsere nationale Freiheit bietet. Und so lange es den Verbündeten nicht gelingt, das Schlachtfeld nach Deutschland zu verlegen, wird es schwer scheinen, den englischen Hilfsstruppen in Frankreich den regelrechten Gemüß der Freiheiten zu versagen, die vom Völkerrecht jeder Truppe, wo sie sich auch befinden möge, zugestanden werden. Ihr da unten seid nicht angewöhnt durch die täglichen Vorgänge von der ekelhaften Erscheinung eines fortwährenden Eindringens einer fremden Macht, die unter dem Schein der Freundschaft sich in unsere Verteidigungslager, in unseren Küstenschutz, unsere Festungen, Forts, Batterien, Arsenale, Kasernen, Mairien, Archive usw. einmischt. Denn alles was befindet sich augenblicklich tatsächlich in den Händen unserer Verbündeten von drüber. Vor ihnen haben wir keine Geheimnisse mehr hier, und ich frage mich, wie es der liebe Gott machen will, daß wir eines Tages wieder, in nicht allzu ferner Zukunft, welche haben können. Ich kann es nicht bei

diesen bitteren Erwägungen bewenden lassen, die das traurige Schauspiel einer freiwillig übernommenen fremden Herrschaft auf einem Teil des französischen Bodens in mir aufsteigen läßt. Die Ereignisse dieses Jahres haben deutlich die tiefsgehende und unabwendbare Änderung in der Stellung Englands erkennen lassen, sowohl vom völkerrechtlichen als vom militärischen Gesichtspunkt aus. Das „unverwundbare“, dem Meere beschützte und von seinen Schiffen verteidigte England ist plötzlich irgend einem Handstreich, Angriffen, der Hungersnot oder gar der Invasion ausgesetzt. Gegen den stärksten Rivalen, den es gefunden, verteidigt es sich nur noch mit der Hilfe seiner Feinde. Es sieht, wie der Rival sich in Antwerpen eingerichtet hat, wo sein Vorgehen nur durch die Achtung gehindert wird, die er der Neutralität Hollands gelt. Er könnte sich an einem anderen Punkt Belgiens eine Flottenstation schaffen. Auch könnte er seine militärische Aktion auf den Norden Frankreichs konzentrieren und darauf ausgehen, in seiner gewohnten Art eine feindliche Küste der englischen gegenüber einzurichten. Hat unter solchen Umständen England noch immer die Möglichkeit, sich die französische Souveränität an dieser Küste Frankreichs mit allen möglichen Folgen gefallen zu lassen? Oder ist diese französische Souveränität nicht schon jetzt mit einer politischen Hypothek belastet, die in dem alles überwiegenden Interesse um die Sicherheit Englands besteht? Hängt die Festsetzung Englands in Calais von einer Erlaubnis Frankreichs ab, die dieses je nach seinen Interessen widerrufen könnte, gerade so, wie es in der richtigen Einschätzung seiner Interessen dieselbe übernommen hat? Mein lieber Freund! Calais ist auf längere Zeit englischer, als man in Paris und Petersburg glaubt will, und unsere Freunde, die Engländer, werden auch wenn sie es wirklich aufrichtig wollen, weder während des Krieges noch nachher es verlassen können. Derselbe Wert, den der Besitz von Calais im Mittelalter für sie hatte, tritt abermals hervor. Calais ist die auf die englischen Küsten gerichtete Waffe. Die Engländer haben ihre Hand darauf gelegt, sie werden und können es nicht mehr loslassen.“

Brügge im Kriegsfrühling. Von einem Mitarbeiter wird uns aus Brügge geschrieben: Die Blütenbäume spiegeln sich in den stillen Kanälen der toten Stadt, doch kaum einen gemützlosen Fremdling lockt in diesem Frühjahr all diese Pracht. Brügge ist noch friedlicher als sonst, trotzdem es so nah dem Kampfplatz liegt, daß das Donnern der Geschüre wie ein immerwährendes fernes Gewitter durch die Luft zittert. Die malerischen Winkel liegen völlig verlassen da, nur im Mittelpunkte der Stadt, wo die deutschen Militärbehörden wachten, ist regeres, wenn auch völlig verändertes Leben. Matrosen und Seesoldaten beherrschen den mächtigen Marktplatz, den Sitz des Marinecommandos, sowie die entzündende Ecke, wo einst die Kathedrale der Stadt sich erhob, der Dom des Heiligen Donatian, an dem heute noch Jan van Eyck prächtiges Triptychon des Kanonikus Paese im Museum erinnert. Kommt man von Ostbelgien oder von Antwerpen her, so fällt dem Besucher Flanderns sofort auf, wie wenig diese Landstriche unter den Zerstörungen des Krieges gesitten haben; kaum ein zerschossenes oder verbranntes Haus, kein Walb der Axt zum Opfer gefallen. Dieser friedliche Eindruck wird verstärkt, wenn man hört, daß in Brügge die berühmtesten Kunstsäume der Stadt wie zu Friedenszeiten zur öffentlichen Schau gestellt sind, daß es möglich ist, sich im Johannes-Spital an Hans Memlings einzigartigen Meisterwerken zu erheben und im Städtischen Museum seines Schülers Gerard David und seines Ahnherrn Jan van Eyck wölfliche Schöpfungen zu bewundern. Die kluge Politik des deutschen Befehlshabers hat diese Zugeständnisse von der Stadt zu erringen gewußt, die ähnlich, wie es bei den großen Kirchenverwüstungen der Fall war, ihren wertvollsten Kunstschatz zunächst vor den deutschen Eindringlingen verborgen gehalten hatte. So sucht man Michelangelo's Madonna in der Liebfrauenkirche jetzt noch vergebens an ihrem alten Platz, für den sie einst geschaffen war, und den sie vier Jahrhunderte inne hatte. Am Abend ein neuer ungewohnter Eindruck. Von der Spitze des hochgeschossenen Delfried blüht das Licht des Scheinwerfers über die Stadt, bald den Nachthimmel durchscheinend, bald Minnewater und Beguinage gespenstisch erhellend. Sein strichhafter Schein mahnt auch des Nachts, wenn die Geschüre schweigen, an die Aufgabe der Gegenwart.

Dr. E. H.